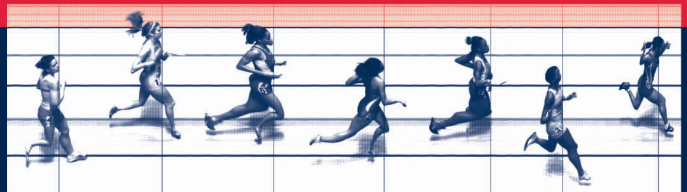


Matthias Marschik
Rudolf Müllner
Otto Penz
Georg Spitaler (Hg.)
Sport Studies



facultas wuv

UTB



UTB 3226

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Köln · Weimar · Wien
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Farmington Hills
facultas.wuv · Wien
Wilhelm Fink · München
A. Francke Verlag · Tübingen und Basel
Haupt Verlag · Bern · Stuttgart · Wien
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung · Bad Heilbrunn
Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft · Stuttgart
Mohr Siebeck · Tübingen
Orell Füssli Verlag · Zürich
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn · München · Wien · Zürich
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Otto Penz, Georg Spitaler (Hg.)

Sport Studies

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://d-nb.de> abrufbar.

© 2009 Facultas Verlags- und Buchhandels AG
facultas.wuv, Berggasse 5, 1090 Wien
Alle Rechte vorbehalten

Einband: Atelier Reichert, Stuttgart
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-8252-3226-9

Inhalt

Sport Studies. Eine Einführung Matthias Marschik/Rudolf Müllner/Otto Penz/Georg Spitaler	9
---	---

I Themenfelder

Moderne und Sport

Transformationen der Bewegungskultur Matthias Marschik	23
---	----

Historische Zugänge zur Formierung des sportlichen Feldes Rudolf Müllner	35
---	----

Körperlichkeit und Politik

Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults Thomas Alkemeyer	47
--	----

Politik und Sport

Sportliches und politisches Feld – Verbindungen und Trennlinien Georg Spitaler	60
---	----

Geschlecht und Sport

Arbeits-, Sport- und Geschlechterkörper. Einflüsse des Geschlechts auf moderne Sportkulturen Eva Kreisky	72
--	----

Macht- und Genderdiskurse in Bewegungskulturen Rosa Diketmüller	85
--	----

Massenmedien

Hyperrealität des Sports Otto Penz	99
---------------------------------------	----

Wirtschaft und Sport

Sport im Konsumkapitalismus: Phasen der Ökonomisierung Wolfram Manzenreiter	112
--	-----

Zur globalen Ökonomie des Sports Gerald Hödl	126
---	-----

Migration und Ethnizität

Feldspezifische Perspektiven am Beispiel des Fußballs Bernd Bröskamp	137
---	-----

Raum und Sport	
Die topografische Entwicklung des modernen Stadions John Bale	149
Soziale Ungleichheit und Sport	
Körperliche Repräsentationsarbeit und Unterscheidungskämpfe Robert Schmidt	162
Gewalt und Sport	
Begriffsdifferenzierungen und Analyseansätze aus sozialwissenschaftlicher Perspektive Bettina Rulofs	174
„Wir sind die Macht“ – Wandlungen der Zuschauergewalt im Fußball Gunter A. Pilz	186
Ethik und Sport – Sportethik	
Von der Körpertechnologisierung zur Körpershow Gunter Gebauer	200
Körperlichkeit und Leistung	
Doping im Sport der reflexiven Moderne Robert Gugutzer	212
Postmoderne Körperkulturen	
Trends der Körperthematization Michael Kolb	225
Riskante Bewegungspraxen Waltraud Krainz	239
II Traditionen der Sportforschung	
Sportgeschichte – Geschichte des Sports Matthias Marschik/Rudolf Müllner	255
Frauen- und Geschlechterforschung im Sport Rosa Diketmüller	259
Cultural Studies des Sports Otto Penz	262
Sportphilosophie Volker Caysa	266
Sportsoziologie Gilbert Norden	269
Politikwissenschaft und Sport Georg Spitaler	273

Wirtschaftswissenschaften und Sport	276
Gerald Hödl	
Sportgeografie	279
John Bale/Matthias Marschik	
Sportpädagogik	282
Michael Kolb	
Sportpsychologie	286
Sabine Würth	
Ausgewählte Fachzeitschriften	289
Literaturverzeichnis	293
Autorinnen und Autoren	316
Register	321

Sport Studies. Eine Einführung

Matthias Marschik/Rudolf Müllner/Otto Penz/Georg Spitaler

Im Gegensatz zum nordamerikanischen oder britischen Wissenschaftsraum scheint der Terminus *Sport Studies* in deutschsprachigen Ländern – und darüber hinaus in ganz Kontinentaleuropa – noch Erklärungsbedarf zu besitzen. Während zwei (Sport-)Soziologen, der U.S.-Amerikaner Jay Coakley und der Brite Eric Dunning, mit der Herausgabe ihres *Handbook of Sports Studies* (2000) die Phase der Etablierung von „Sportstudien“ für abgeschlossen erklärten, da das Fach gegenüber seinen Mutterdisziplinen einen eigenständigen Status erreicht hätte, ist im deutschen Sprachraum dieser Prozess noch keineswegs vollzogen. Der vorliegende Band, so unsere Intention und Hoffnung, soll zu dieser Etablierung einen möglichst großen Beitrag leisten. Es geht dabei freilich nicht um die unreflektierte Überführung britischer und nordamerikanischer Traditionen, sondern um eine reflexive Adaptierung. Diese soll wesentliche Grundmuster der englischsprachigen *Sport Studies* aufgreifen und weiter verfolgen, ohne die spannenden und oft fruchtbringenden Traditionen und Ergebnisse kontinentaleuropäischer Sportwissenschaft(en) zu übersehen.

Sportwissenschaft und/oder Sport Studies

Das universitäre Fach Sportwissenschaft(en) ist in zweifacher Hinsicht ein Kind der Moderne: So ist zum einen der Untersuchungsgegenstand, die unterschiedlichen *sports*, eng mit Entwicklungen der Moderne verzahnt, was ihre Struktur, Organisation, Ausübungspraxen und gesellschaftlichen Einbettungen betrifft. Zum anderen entspricht die spezifische wissenschaftliche Behandlung des Sports dem Trend der Moderne zur Differenzierung der Gesellschaft in unterschiedliche Felder. Dieser Trend schlug auch auf die Universitäten durch und führte zur Aufsplitterung der philosophischen Fakultät in Einzeldisziplinen.

Sportwissenschaft als Fachdisziplin entwickelte sich vor und insbesondere nach 1918 aus den Turnlehrausbildungsinstituten und dem Hochschulsport, wobei sich geistes- und naturwissenschaftliche Richtungen ergänzten. Einen entscheidenden Impuls zur Verlagerung der Schwerpunktsetzung erhielt die deutschsprachige Sportwissenschaft (auch jene der DDR) in der zweiten Hälfte der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre, mit dem Höhepunkt rund um die Olympischen Spiele in München 1972. Unter den geopolitischen Machtvorgaben des Kalten Krieges war nun vor allem sportphysiologisches, -medizinisches und trainingswissenschaftliches Anwendungswissen gefragt.

Parallel dazu blieb die Debatte darüber bestehen, was eigentlich primärer Gegenstand und vorrangige Ausrichtung der Sportwissenschaft sei. Gängige Etikettierungen waren und sind „Querschnittswissenschaft“, „Aggregatwissenschaft“, „interdisziplinäre“, „multidisziplinäre“ oder „additive Wissenschaft“. Hinter all diesen Termini steht die Intention, unterschiedliche erkenntnisleitende Interessen, divergente fachliche Herkunft und Methoden oder disparate Aufgaben (Grundlagenforschung, angewandte Forschung, emanzipatorische Orientierung etc.) aufzuheben oder gar zu vereinigen. Ergebnis dieser Diskrepanzen und der daraus resultierenden Bemühungen um ein einheitliches Verständnis von Sportwissenschaft war unter anderem die Gründung der zwei wichtigsten integrativen sportwissenschaftlichen Fachzeitschriften im deutschen Sprachraum, nämlich der *Sportwissenschaft* (1971) und des *Spectrums der Sportwissenschaft* (1989). Beide Zeitschriften problematisierten von Beginn an die Frage einer ganzheitlichen „Sportwissenschaft als Interdisziplin“ (Bachleitner 1989, S. 3). „Interdisziplinarität ist erst noch zu erstreben“, formulierte etwa Ommo Grube im Editorial des ersten Heftes der *Sportwissenschaft* und schlug dazu zwei Prämissen für zu entwickelnde „sporttheoretische Betrachtungsweisen“ vor. Zum einen die Analyse der „soziokulturellen und sozioökonomischen Situation“, in die Sport eingebettet ist, zum anderen die Berücksichtigung der Konsequenzen aus dem Faktum, dass „Sport und Leibeserziehung historischen Entwicklungen unterliegen“ (Grube 1971, S. 12ff.).

Die zentrale Konfliktlinie in der Entwicklung des Faches verlief dabei zwischen den anwendungsorientierten, meist medizinischen bzw. naturwissenschaftlichen Subdisziplinen und den geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungstraditionen. Dieser Konflikt manifestierte sich in einem verschärften Kampf um finanzielle und struktu-

relle, vor allem universitäre Ressourcen und bildete sich auch in den Organisationen ab. In Österreich etwa, mit seinen vergleichsweise bescheidenen vier sportwissenschaftlich-universitären Standorten (Wien, Graz, Salzburg, Innsbruck) und ca. 3000 Studierenden, zeigte sich dabei klar der bis heute feststellbare naturwissenschaftliche Schwerpunkt, der eben unmittelbare Anwendbarkeit in sportlichen Wettkämpfen verspricht und zum Teil auch liefert. Die sportwissenschaftliche Forschung verfügt in Österreich über insgesamt elf Ordinarien, von denen sechs dem sportmedizinischen bzw. biomechanisch-naturwissenschaftlichen Bereich zugerechnet werden können. Vier Professuren sind der Sportpädagogik gewidmet und eine einzige Professur der Sportsoziologie (Marschik/Müllner 1998; Müllner 2008). Professuren für Geschichte oder Kulturwissenschaften des Sports existieren nicht. Die Bilanz von Peter Röthig und Robert Prohl (2003, S. 556) ist daher weiterhin uneingeschränkt aktuell: „In der noch jungen Geschichte des Faches konnten die verschiedenen fachlichen Aspekte oder Aggregate in den wenigsten Fällen zu einer funktionalen Aggregation im Sinne einer integrativen, interdisziplinären Forschung ausdifferenziert werden.“

Ganz anders, nämlich kritisch gesellschaftsorientiert und geistes- bzw. kulturwissenschaftlich ausgerichtet, präsentieren sich hingegen die britisch-nordamerikanisch ausgerichteten *Sport Studies*, die in jüngster Zeit, in Österreich primär in Gestalt der Cultural Studies, auch Kontinentaleuropa erreichten (Horak/Penz 2001; Marschik 2006; Schwier 2000). *Sport Studies*, so die Einführung zum gleichnamigen Handbuch, setzen sich die Analyse des Sports als soziales Phänomen zum Ziel, untersuchen also das breite Feld von *sport and society* (Coakley/Dunning 2000, S. xxi). Als Subdisziplinen werden naheliegenderweise neben der Soziologie auch die Anthropologie, Ökonomie, Politikwissenschaft, Geschichte, Philosophie und Geografie namhaft gemacht.

Die U.S.-amerikanischen *Sport Studies* entwickelten sich seit Mitte der 1960er-Jahre in einem Prozess der Abgrenzung gegenüber den dominanten sportwissenschaftlichen Disziplinen, indem sie ein multidisziplinäres Cluster bildeten, das sich traditionellen Subdisziplinen wie etwa Sportsoziologie, Sportgeschichte, Sportphilosophie oder teilweise auch literaturwissenschaftlichen Studien zum Sport speiste. Anders verlief die Entwicklung in Großbritannien, wo sich eine eigene Disziplin *Sport and Leisure Studies* vielfach nicht aus der Sportwissenschaft, sondern aus sportspezifischen Ansätzen angrenzender Disziplinen wie der So-

ziologie, Psychologie, Ökonomie, Geschichte oder den Media Studies entwickelte. Dazu wurden auch viele Inputs aus dem Feld des Sportmanagements aufgegriffen, das Resultate aus den *Sport Studies* in seine Curricula integrierte.

In weiterer Folge wurden die heterogenen Ansätze einerseits inhaltlich stärker vernetzt und ausdifferenziert, andererseits unter das gemeinsame Label *Sport Studies* subsumiert. Zudem versuchten deren VertreterInnen vielfach mit Erfolg, eine weiter gehende Interdisziplinarität voranzutreiben, indem inhaltlich wie methodologisch eine Expansion auf weitere Fächer erfolgte, wobei auch Ansätze etwa aus den Media-, Gender- oder Cultural Studies sowie feministische, neomarxistische oder aus den Queer Studies stammende Zugänge aufgegriffen und vertieft wurden. Die rezenten *cultural turns* (Bachmann-Medick 2006), die den kultur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Debatten der beiden letzten Jahrzehnte zugrunde liegen, wurden integriert oder adaptiert (Birrell 2006), was nicht zuletzt zu einer massiven Ausweitung der Fragenstellungen und Forschungsthemen beitrug.

Erste Ansätze einer solchen Erweiterung bzw. Neuorientierung lassen sich auch im Bereich der deutschsprachigen Sportwissenschaft konstatieren. So verweist die Gründung der Zeitschrift *Sport und Gesellschaft* (2004) auf eine Verstärkung und beginnende Institutionalisierung der interdisziplinären kultur- und gesellschaftswissenschaftlich orientierten Sportforschung. In dieser Zeitschrift sollen vor allem ForscherInnen zu Wort kommen, die sich innerhalb der Sportwissenschaften gesellschaftsorientierten Denktraditionen und -methoden verpflichtet fühlen. Intendiert ist zudem die Rückführung von sportwissenschaftlichem Wissen auf die so genannten Mutterwissenschaften. *Sport und Gesellschaft* möchte die „gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen des Sports ebenso reflektieren wie die Gesellschaftlichkeit und die Geschichtlichkeit der Perspektiven, Methoden und Begriffe seiner Erforschung“ (Alkemeyer et al. 2004, S. 4).

Inter- und Transdisziplinarität

Das vorliegende Buch orientiert sich vorrangig am britischen und U.S.-amerikanischen Verständnis von *Sport Studies*: Es versucht, die räumlich wie organisatorisch disparaten deutschsprachigen Ansätze zum Thema

Sportkultur(en) erstmals kompakt zu sammeln, zur Diskussion zu stellen und damit eine vor etwa 15 Jahren begonnene Entwicklung zu resümieren und ihr eine Basis zu weiterer Entfaltung zu verschaffen. Es geht darum, die unterschiedlichen Erscheinungsformen des Sports (im weitesten Sinn) als soziale und kulturelle Praxen zu begreifen, die sich historisch verändern und von Ort zu Ort unterschiedliche Ausprägungen besitzen. Darüber hinaus soll der Mainstream der Sportwissenschaft(en) um notwendige Ergänzungen von *Sport Studies* erweitert werden.

Dies bedingt – theoretisch wie forschungspraktisch – eine doppelte Inter- bzw. Transdisziplinarität. Diese ist im deutschsprachigen Raum sowohl notwendige Voraussetzung der Forschung als auch teils erst zu schaffende Zusammenarbeit: Einerseits gilt es im Feld der Sportstudien selbst, die bestehenden Ansätze zu bündeln, zu vergleichen und daraus Weiterentwicklungen anzuregen. Andererseits ist Transdisziplinarität, also Arbeit über die sportwissenschaftlichen Fachgrenzen hinaus, gefordert, und dies in mehrfacher Hinsicht. Sie betrifft erstens die Notwendigkeit eines steten Austausches mit den „Mutterdisziplinen“ wie Geschichte, Soziologie oder Ökonomie, die zwar nicht zentral, aber immer mehr das Thema Sport berücksichtigen. Zweitens gilt es im deutschsprachigen Raum und speziell in Österreich, verstärkt die außeruniversitären Forscher und Forscherinnen einzubinden, die einen nicht geringen Beitrag zur sportkulturellen Arbeit geleistet haben. Drittens geht es um das intensiviertere Aufgreifen englischsprachiger Forschungstraditionen, ohne die spezifischen kontinentaleuropäischen, nationalen und regionalen Aspekte außer Acht zu lassen. Viertens schließlich soll eine Distanzierung von manchen Positionen in den Kulturwissenschaften erfolgen, die sich mitunter darauf beschränken, Sport als Vergnügen zum Thema zu machen, die Sport kulturalistisch bzw. weitgehend unkritisch betrachten und damit die Vorstellung einer unpolitischen und konfliktfreien Alltagskultur befördern.

Der vorliegende Band setzt sich in diesem Sinn drei Ziele: Er soll erstens einen Beitrag dazu leisten, Sport und seine gesellschaftlichen Erscheinungsformen besser zu verstehen; zweitens eine Einführung in die kultur- und sozialwissenschaftlichen Zugangsweisen zum Sport bieten; und drittens Sport- und Bewegungskulturen und deren Einbettung in gesellschaftliche Zusammenhänge aus inter- und transdisziplinärer Perspektive betrachten. Damit soll ein Impuls zur verstärkten Auseinandersetzung und letztlich zur Etablierung von *Sport Studies* als eigenstän-

digem Forschungsfeld innerhalb der deutschsprachigen Wissenschaft geleistet werden.

Der vorliegenden Textauswahl und -zusammenstellung liegen folgende grundsätzliche Überlegungen zugrunde: Geht es in einem ersten Schritt darum, das Spektrum aktueller kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschung zum Sport anhand ausgewählter Themen zu präsentieren und in gebündelter Form aufzubereiten, werden in einem zweiten Schritt die spezifischen theoretischen und methodologischen Zugangsweisen einzelner Forschungstraditionen zum Sport sowie deren Anschlussfähigkeit an andere Subdisziplinen exemplarisch sichtbar gemacht. Nicht zuletzt werden dabei – in Absetzung von mancher modischen Kulturwissenschaft – Macht und Herrschaft als konstitutive Elemente aktiv betriebener wie rezipierter Sportpraxen ausgewiesen und in den Blick genommen.

Die Notwendigkeit für eine kompakte, gebündelte gesellschafts- und kulturwissenschaftliche Analyse des „teilautonomen Feldes“ Sport (Bourdieu) ist vor dem Hintergrund von zwei zentralen Entwicklungen zu verstehen. Es ist dies zum einen die geschilderte Situation der Sportwissenschaft(en) im Bereich der universitären Forschung, zum anderen der radikale Aufschwung, den Sport als soziokulturelles Phänomen vor allem in den kapitalistischen westlichen Industriegesellschaften (aber nicht nur dort) genommen hat. Besonders diese Veränderungen, die sich um die Analysebegriffe *sport industrial complex* bzw. *media sport complex* gruppieren, geraten in der aktuellen Literatur zum Sport immer häufiger ins Zentrum des Interesses. Auch wenn die AutorInnen sich durchaus nicht darüber einig sind, ob jüngste Gesellschaftsmodelle nun als Spät-, Post-, beschleunigte oder zweite Moderne zu titulieren sind, besteht doch Übereinstimmung über die große Bedeutung sportlicher Phänomene nicht nur innerhalb der aktuellen Freizeit-, Unterhaltungs-, Gesundheits- und Konsumsphäre, sondern darüber hinaus auch in den Feldern von Politik oder Ökonomie. *Sport Studies* analysieren diese Entwicklung, können aber auch als Produkt dieser Veränderungen verstanden werden. Dominic Malcolm (2008, S. xi) nennt neben der zunehmenden zentralen kulturellen Rolle des Sports in westlichen Gesellschaften nicht zuletzt die Expansion der Sport- und Freizeitindustrie und die damit entstehenden neuen Berufs- und Arbeitsmöglichkeiten als Grund dafür, warum die Sportstudien das derzeit am raschesten wachsende akademische Themenfeld in Großbritannien sind.

Der Sport spielte in den letzten Jahrzehnten eine Schlüsselrolle für kulturelle, ökonomische und soziale Transformationsprozesse. Gleichzeitig gilt er aber auch als Indikator dieser gesellschaftlichen Entwicklungen, da sich das sportliche Feld mit seinen Praxen und Bedeutungen in diesem Prozess ebenfalls veränderte – etwa vom vereinsmäßig organisierten Sport hin zu neuen individualisierten Bewegungskulturen.

Die Frage der Macht

„The best work in sport studies is not really about sport *per se* but about power as power is manifested and reproduced in and through sport, and how sport may serve as a site for resistance, transformation and the redistribution of power“. Dieser Einschätzung Susan Birrells (2006, S. 347) folgend, bilden zwei der Sportpraxis inhärente Ausprägungen von Macht, nämlich körperliche und symbolische Macht, die Eckpunkte des inhaltlichen Spektrums an sozial- und kulturwissenschaftlichen Analysen in diesem Band. „Brachiale Macht“ (Etzioni) liegt unmittelbar all jenen Sportarten zugrunde, in denen AthletInnen im Wettstreit direkt aufeinandertreffen, und damit einem Großteil der sportlichen Wettkämpfe – dem Box- und Ringkampf, aber auch Teamsportarten wie Eishockey, Rugby und Fußball –, wobei das sportliche Regelwerk die Gewaltausübung auf je spezifische Weise zivilisiert. Körperliche Vorherrschaft ist das atavistische Element, das sich im Sport seit den agonalen Spielen im antiken Griechenland erhalten hat. Symbolische Macht stellt demgegenüber ein modernes Prinzip dar und ist konstitutiver Bestandteil des im 19. Jahrhundert entstandenen modernen Sports. „Schneller, höher, stärker“ setzte sich als Zweck und Ordnungsmuster der neuen sportlichen Bewegungskultur durch, und damit das Streben nach Rekorde, die Dokumentation von Erfolgen, die Abstufung von Leistungen, etwa in Form von Siegespodesten, Mannschaftstabellen und Ligen. In der Folge dominierte im Sport die Logik der Bestleistung.

Von diesen Konzeptionen ausgehend, die den sportlichen Wettkampf abstecken, beleuchtet das Buch die Ausdifferenzierung des sportlichen Feldes und seine aktuellen Transformationen, womit höchst unterschiedliche Facetten der Macht und geschichtliche Veränderungen von Herrschaftsverhältnissen sichtbar werden. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen dabei die Wechselwirkungen zwischen gesamtgesell-

schaftlichen Entwicklungen und sportlichen Prozessen. Ein frühes und bis heute zentrales Thema einer so ausgerichteten Sportforschung stellt die körperliche Gewalt dar – illegitime Formen der Macht, wie sie sich in den Wettkämpfen und Spielen, teils als Attraktion des Sports, wie im Eishockey, aber auch auf den Zuschauerrängen zeigen. Insbesondere die Figurationssoziologie nach Norbert Elias hat diese Problematik aufgegriffen, v. a. in Hinblick auf die englische Hooligan-Szene (Elias/Dunning 1989; Elias/Dunning o.J.), wobei die Studien über gewaltbereite Fußballfans nicht nur Auskunft über Ziel und sozialen Kontext jugendlicher Gewaltakte geben, sondern auch über neue Kontrolltechniken, die zur effizienten Überwachung der ZuschauerInnen in den Stadien führten.

Über längere historische Zeiträume betrachtet, geht dieser Theoriestrang von der zunehmenden Zivilisierung gewalttätiger Impulse (d. h. der männlichen Gewaltbereitschaft) aus, bei der das staatliche Gewaltmonopol eine stärkere Selbstdisziplin der Individuen bewirkt, was sich u. a. in der wachsenden gesellschaftlichen Abneigung gegen rohe Kampfsportarten zeigt oder auch in Regelveränderungen, die solche Sportarten dem geringeren Toleranzniveau von Gewalt anpassen sollen. Im Wechselverhältnis von Fremd- und Selbstkontrolle ähnelt diese Machtkonzeption, vor allem wenn es um körperliche Aspekte geht, derjenigen poststrukturalistischer Positionen, wie sie etwa im frühen Werk Michel Foucaults (1981; 1983) ersichtlich wird. Herrschaft schreibt sich Foucault zufolge über die Dressur des Körpers, wie etwa beim sportlichen Training, in die Individuen ein, wo diese Körperpraktiken einen Bestandteil der Selbst-Regierung bilden und „Praktiken des Selbst“ darstellen. Herrschaft erweist sich als konstitutives Element der Subjektbildung und funktioniert als verinnerlichter Zwang. Entscheidend bei Foucault ist der Doppelcharakter dieses Machtbegriffs: Dass Macht und Zwänge sowohl repressiv als auch produktiv wirken, was im Falle des Sports höchst anschaulich wird; ermöglichen doch die gedrillten Körper im Spitzensport spektakuläre Leistungen.

Sport ist einer der letzten gesellschaftlichen Schauplätze, auf dem körperliche Potenziale wie Kraft, Ausdauer und Beweglichkeit eine wichtige Rolle spielen. Damit eignet er sich speziell als Bastion männlicher Vorherrschaft, wo biologische Unterschiede – qua Zuschreibungen – systematisch zur Legitimation sozialer Diskriminierung herangezogen werden. Ganz zu schweigen davon, dass sportliches Handeln die längste Zeit schlicht als unweiblich galt, fußt die heutige Kodierung von

Frauen- und Männersport nach wie vor auf stereotypen Vorstellungen über „natürliche“ und als „essentiell“ gedachte geschlechtsspezifische Veranlagungen wie Kraft versus Anmut, die Frauen allemal zum Nachteil gereichen. Die hegemonialen Strukturen (Gramsci) des Sports bewirken, dass sich Männlichkeit über Sport beweisen kann. Frauen hingegen sind (im Sinne von Intersektionalität auf immer komplexere Art und Weise, vgl. Hartmann-Tews/Rulofs 2004) nicht nur in fast allen Bereichen des Leistungssports benachteiligt, sondern teilweise auch auf Sportarten verwiesen, in denen es um die Herstellung des *bodies-for-others* geht. In Pierre Bourdieus Konzept von symbolischer Gewalt drückt sich die Selbstbeschränkung von Frauen aus, die im Spiel ist, wenn die Sporttreibenden ungezwungen jenen traditionellen Vorstellungen nachkommen, die ihrer Unterordnung zugrunde liegen (Bourdieu 2005, S. 63ff.).

Im Sport werden traditionelle Geschlechterbilder reproduziert, aber auch transformiert, wie etwa im Frauen-Bodybuildingsport, was ganz allgemein auf die Bedeutung des Körpers für die Selbstdarstellung der Menschen in westlichen Kulturen verweist. *Doing gender* im Sport ist immer intersektional mit der Performanz von sozialem Status verknüpft und zeigt sich in unterschiedlichen Graden der Muskularität, der Schlankheit und Fitness. Das herrschende Modell für beide Geschlechter ist dabei heute der jugendlich-glatte, austrainierte Körper, der Selbstdisziplin, Leistungswillen und Durchsetzungsvermögen veranschaulicht (und dem gegenüber die Selbstinszenierung der unteren Klassen immer defizitär wirkt – durch ein Zuwenig oder Zuviel an Aufwand). Anders gesagt symbolisieren die Körper der Herrschenden die vorherrschende Idee, dass die stete Arbeit an der eigenen Person, ihre Optimierung, Profite abwirft und jede/r selbst als ProduzentIn für die Erfolge und, wie es heißt, fürs eigene Schicksal verantwortlich sei. Das negative Gegenbild dazu stellt der fettleibige Körper der neuen Unterschicht dar. Die individuelle Selbstführung (im Foucault'schen Sinn) der Fitten zeugt so betrachtet von der Inkorporierung des kapitalistischen Geistes (Boltanski/Chiapello 2003), der im Neoliberalismus seit den 1980er-Jahren zur Subjektivierung wichtiger Lebensbereiche, allen voran der Arbeit, geführt hat.

Es wäre stark verkürzt, den Sport allein auf körperliche Aspekte festzulegen, wenngleich sie das Besondere dieses sozialen Feldes ausmachen. Die sportlichen Praktiken und Interessen bilden insgesamt eine eigenständige Struktur mit eigenen Gesetzen und einer autonomen Logik, die

in Beziehung zu anderen strukturellen Feldern steht. Am augenscheinlichsten tritt seit den 1970er-Jahren die zunehmende Verflechtung mit der Ökonomie zutage, d.h. Bourdieu folgend, eine Intrusionsdynamik, der zufolge der Sport in wachsendem Maß von wirtschaftlichen Interessen geprägt wird. Ökonomische Macht beeinflusst heute direkt die Spielstärke von Fußballmannschaften, zeigt sich aber beispielsweise auch darin, dass Sponsoring und Merchandising wichtigere Einnahmequellen darstellen als die Eintrittsgelder der StadionbesucherInnen. Im Bereich des Freizeitsports wiederum gehen Ästhetisierung und Kapitalisierung Hand in Hand, wobei der kommerzielle Fitnessbereich zu den am stärksten expandierenden *lifestyle*-Sparten gehört.

Die enorme Ökonomisierung des heutigen Spitzensports wäre ohne die Medien, insbesondere die Fernsehberichterstattung, nicht denkbar. Der Konkurrenzkampf kommerzieller Fernsehstationen um Übertragungsrechte hat zur sprunghaften Verteuerung der Berichterstattung von Topereignissen wie den Olympischen Spielen geführt und liegt der Globalisierung des Sportmarktes zugrunde. Zugleich zeigt sich die symbolische Macht des Fernsehens in der Konstruktion von sportlichen *celebrities* oder in der Vertiefung nationaler Gefühle, und die Fernsehbilder der athletischen Körper tragen zur Verinnerlichung der Vorstellung bei, dass der fitte Körper nicht nur attraktiv, sondern auch machbar ist (und leiten somit zur Körperwerdung von Bildern im Prozess der Subjektivierung an).

Die immense Popularität und mediale Verbreitung des Sports liegt auch den Wechselwirkungen mit dem politischen Feld zugrunde. Mit Sport wird einerseits Politik gemacht, wofür die Olympischen Spiele 1936 im nationalsozialistischen Deutschland ein beredtes historisches Beispiel abgeben, während andererseits die Sportpolitik gesellschaftliche Partizipationschancen beeinflusst. Sportlichkeit trägt regelmäßig zur Imageverbesserung von PolitikerInnen bei, wobei umgekehrt das im Sport akkumulierte symbolische Kapital AthletInnen auch zu einer politischen Karriere verhelfen kann. Aus sportlichem Kapital lässt sich politischer Profit schlagen, d.h. Einfluss auf einem Feld gewinnen, das von der Logik der Macht (im Sinne der Delegation von Entscheidungsbefugnissen an politische Mandatare und deren Konkurrenz) bestimmt wird.

Genauso wie das Sportsystem per se durch Macht strukturiert wird (beginnend mit der Frage, welche Akteure das sportliche Gebiet definieren, also bestimmen, was als Sport zählt), stellen die interdependenten

Beziehungen des Sports zur Ökonomie, zu den Massenmedien und der Politik Herrschaftsverhältnisse dar – wobei es bei den Machtkämpfen, etwa zwischen RegierungsvertreterInnen, IOC und Fernsehanstalten um die Austragung der Olympischen Spiele, allemal darum geht, den ökonomischen und symbolischen Profit zu erhöhen. Wenn die SportlerInnen in diesen Diskursen kaum zur Sprache kommen, so erscheint das nur bezeichnend für ein institutionelles Machtgefüge, in dem es um mehr geht als bloß um sportliche Leistungen.

Zu diesem Band

Dieser durch die beschriebenen Aspekte strukturierte Einführungsband ist in zwei Teile gegliedert, wobei beide auf ihre Weise die Bandbreite der *Sport Studies* darstellen. Im ersten Abschnitt des Buches werden dreizehn *zentrale kultur- und sozialwissenschaftliche Themenfelder* des Sports präsentiert, die jeweils von ein bis zwei Beiträgen behandelt werden:

- Moderne und Sport
- Körperlichkeit und Politik
- Politik und Sport
- Geschlecht und Sport
- Massenmedien und Sport
- Wirtschaft und Sport
- Migration und Ethnizität
- Raum und Sport
- Soziale Ungleichheit und Sport
- Gewalt und Sport
- Ethik und Sport – Sportethik
- Körperlichkeit und Leistung (Doping)
- Postmoderne Körperkulturen

Die Inter- und Transdisziplinarität der Texte soll dabei nicht nur in den Inhalten, methodischen Zugängen und der Themenwahl zum Ausdruck kommen, sondern wird auch durch die vielfältigen akademischen Hintergründe der 21 in ihren Feldern als ExpertInnen ausgewiesenen Autorinnen und Autoren gewährleistet. Deutlich wird sie ebenso durch die Berücksichtigung unterschiedlicher Kulturen und verschiedenster Sportarten.

Die konzise Überblicksdarstellung von zehn *ausgewählten kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungstraditionen* zum Thema Sport bildet den zweiten Abschnitt des Buches. Folgende Bereiche werden behandelt:

- Sportgeschichte – Geschichte des Sports
- Frauen- und Geschlechterforschung im Sport
- Cultural Studies des Sports
- Sportphilosophie
- Sportsoziologie
- Politikwissenschaft und Sport
- Wirtschaftswissenschaften und Sport
- Sportgeografie
- Sportpädagogik
- Sportpsychologie

Dabei werden jeweils Entwicklung und Gegenstandsbereich des Fachs sowie zentrale Perspektiven, Theorien und Fragestellungen präsentiert. Ebenfalls inkludiert ist jedes Mal eine Liste mit Basisliteratur.

Der *Serviceteil* des Bandes umfasst neben der ausführlichen Bibliografie eine Liste mit den wichtigsten deutschsprachigen und internationalen wissenschaftlichen Fachjournalen, die bei der Arbeit in den *Sport Studies* relevant sind.

Teile des Buches sind im Zuge der Ringvorlesung „Macht Bewegung. Transformationen des sportlichen Feldes“ am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien entstanden. Die Herausgeber möchten sich bei Eva Kreisky für die institutionelle Unterstützung der Vorlesungsreihe bedanken. Unser abschließender Dank gilt den AutorInnen des Buches für ihr Interesse und Engagement, und wir hoffen, dass diese Einführung von den Leserinnen und Lesern als nützlicher und inspirierender Einstieg in das Feld der *Sport Studies* angenommen wird.

I Themenfelder

Moderne und Sport

Transformationen der Bewegungskultur

Matthias Marschik

Nehmen wir Wien als Beispiel: In der Metropole des Habsburgerreiches trafen kurz vor 1900 drei Entwicklungen zusammen, die später unter den Begriff des Sports subsumiert wurden, auch wenn (nicht nur damals) der Terminus Bewegungskulturen passender gewesen wäre. Denn die *sports*, die von England aus in nahezu konzentrischen Kreisen Kontinentaleuropa und in der Folge große Teile der Welt eroberten, trafen hier auf einen bereits etablierten „deutschen“ Turnbetrieb sowie auf Vorläufer der skandinavischen Gymnastik.

Die Neuerung moderner Bewegungskulturen bestand, im Gegensatz zum körperfeindlichen Denken des 19. Jahrhunderts, in (vom Arbeitsprozess abstrahierter) aktiver physischer Aktivität für alle Bevölkerungsschichten. Im Unterschied zum feudalen Sportamüsement etwa des *jeu de paume* wurde sportliche Körperarbeit auf die bürgerliche Schicht ausgeweitet; im Gegensatz zum Sportspektakel wurde sie zum Selbstzweck, war also nicht an bezahlte LohnsportlerInnen delegiert, und unterlag einem strengen Ordnungsgefüge nach außen (organisatorische und bauliche Strukturen) wie nach innen (Regelwerk). Es entstand ein (klassenspezifischer) Breitensport, dem spezifische gesellschaftliche Aufgaben zugesprochen wurden.

Von der Vorstadt nach Olympia

Um 1900 war Wien als „Stadt der starken Männer“ bekannt. Wegen der Uneinheitlichkeit der Bewerbe hielten Wiener Athleten¹ zahlreiche in-

1 Im folgenden Text wird nicht aus Vereinfachungsgründen, sondern bewusst auf eine geschlechtsneutrale Schreibweise verzichtet, die massive Geschlechterdifferenzen und Ausgrenzungsmechanismen nur verdecken würde. Weibliche

ternationale Rekorde, gab es doch auch Weltrekorde im Heben „mit Fingern, Zähnen und Haaren, im Bombenjonglieren, Fahنشwingen, Fässerwerfen“ (Adam 1984, S. 49). Die Grenzen zwischen Amateuren und Profis gestalteten sich ebenso fließend wie jene zwischen Sport und Zirkus, wenn etwa der Stemmer Jagendorfer einen „Rekord“ erzielte, indem er ein „voll angeschirrtes Pferd“ in die Höhe hob. Auch beim ersten Olympiaturnier existierten sechs Stemmbewerbe (Jeschko 1969, S. 45).

Der 1879 als 11. Kind eines böhmischen Landwirtes geborene Josef Steinbach zog mit 15 Jahren nach Wien, um hier als Kellner zu arbeiten (Marschik 2006a). In diesem Metier kam er auch mit dem Stemmen in Kontakt, das meist bei Volksfesten oder in Gasthäusern abgehalten wurde (Jeschko 1969, S. 45). Schon um 1900 verkörperte Steinbach den Typus des *local hero* mit treuen Fans, die seinen *meetings* beiwohnten und nachher mit ihm zusammensaßen. Seine erste Erwähnung in den Medien erfolgte dagegen erst 1904 nach seinem ersten Weltrekord. Für die kurz darauf in Wien angesetzte Stemm-WM stieg er zum Favoriten auf, nicht zuletzt weil die Veranstaltung provinziellen Charakter hatte: Von den 11 Athleten, so berichtete die *Allgemeine Sport-Zeitung* (ASZ 22.5.1904, S. 605f.), kamen nur drei nicht aus Wien. Die Begeisterung war dennoch enorm. „Selbstverständlich war die Bevölkerung aus allen Bezirken Wiens, namentlich jene der Vorstädte, in Massen herbeigeströmt“ (ASZ 28.5.1904, S. 639). Es wurden acht Bewerbe abgehalten, der Weltmeister wurde durch Addition errechnet und sah Josef Steinbach als Sieger, der sich nun „Meister der Welt im Gewichtheben pro 1904“ nennen durfte (ASZ 28.5.1904, S. 640).

Die Internationalisierung und die Vereinheitlichung der Regeln verwiesen bereits auf eine Modernisierung des Stemmsports, die Durchführung orientierte sich weiterhin am vormodernen Spektakel. So war Steinbach in den Medien nur bei internationalen Erfolgen präsent, als er etwa im Herbst 1904 in Moskau den Titel „stärkster Mann der Welt“ errang oder als er 1905 in Duisburg und Berlin bei zwei Weltmeisterschaften siegreich blieb. Erst bei der Zwischenolympiade 1906 in Athen geriet er in den Sog moderner Sportpraxen. Diese Veranstaltung, obwohl bis heute nicht offiziell anerkannt, gilt als Impuls für die olympische Idee, wurde sie doch als Sportfest ausgetragen und nicht mehr

Endungen finden sich nur dort, wo es tatsächlich um Frauen bzw. Frauensport geht.

als Neben aspekt einer Weltausstellung (Lennartz 2003, S. 121; Lennartz/Teutenberg 1992).

In beiden Stembewerben galt Steinbach als Favorit. Doch schon vor dem Wettkampf im Stoßen hatte Steinbachs Kontrahent, Lokalmatador Dimitrios Tophalos, mit Hilfe der Medien, die Steinbach des Profits beschuldigten, „die Volkswut gegen den Österreicher“ entfesselt (Schwind 1989). Dann verschwanden die Wettkampfhanteln, und der Bewerb wurde mit den privaten Geräten von Tophalos fortgesetzt. Fortgesetzte Beschimpfungen und sogar Steinwürfe durch das Publikum brachten Steinbach zusätzlich aus der Fassung, und Tophalos erhielt Gold. Sofort nach dem Bewerb wurden die Vorwürfe zurückgenommen, sodass Steinbach Tags darauf im einarmigen Reißen doch noch eine Goldmedaille schaffte.

Mit seinem olympischen Antreten markierte Steinbach beispielhaft den Übergang in ein modernes Sportgeschehen, das statt Lokalität, Unmittelbarkeit und Amateurismus nun Internationalisierung, Medialisierung und Professionalisierung forcierte. Er wurde zum Bindeglied zwischen dem vorstädtischen Idol lokaler Wirtshausspektakel und dem nationalen Sporthelden. Seine massige Gestalt oder sein Lokalkolorit verkündeten noch nichts vom englischen Ideal der *sportsmen*, doch als Olympionike und „Medienstar“ stand er am Beginn eines neuen Sportzeitalters.

Das Geschehen musste nun den Medien entnommen werden, und über ihre gestiegene Bedeutung waren, wie das *Neue Wiener Abendblatt* (28. 4. 1906, S. 6) zeigt, die Zeitungen selbst verwundert. Sei am Vorabend Steinbachs Niederlage „das Tagesgespräch in Sportkreisen“ gewesen, so sei nun „spät nachts“ die Nachricht von dessen Revanche eingetroffen und habe in ganz Wien „Genugtuung“ ausgelöst. „Auch Kreise, die dem Sport sonst fern stehen, nehmen [...] an den Vorgängen in Athen lebhaften Anteil.“ Was fehlte, war freilich der Augenschein. Es war die *Allgemeine Sport-Zeitung* (26. 5. 1906, S. 618), die Steinbach als „Opfer von Machinationen“ darstellte, die „possenhaften, schier arroganten Bewegungen“ und den „teuflischen Plan“ von Tophalos schilderte. Das *Tagblatt* (27. 4. 1906, S. 5) dagegen suchte die Verantwortung bei Steinbach selbst: Er habe sich nicht auf die olympischen Wettkampfgeln eingestellt und schon beim Training wenig Sicherheit gezeigt. Doch nicht nur die Ereignisse, auch die Bewertungen wurden den Medien entnommen, etwa die Enttäuschung über das Resultat, das „Österreich nicht ganz den

erhofften Erfolg“ gebracht habe (ASZ 6.5.1906, S. 498), weil Steinbach die Medaille im „falschen“ Bewerb errungen hatte, während er im beidarmigen Stemma „nur einen moralischen Erfolg erringen konnte“ (ASZ 26.5.1906, S. 618).

Seine Popularität nahm Steinbach ins Leben nach dem Sport mit. Nach Olympia verzeichnete er noch einige EM-Titel und wurde 1911 auch als professioneller Freistilringer Weltmeister (Beckmanns 1933, S. 2167). Später eröffnete er ein Gasthaus (OGV 2005) und starb 1937 als enorm populärer Mann. Seine nicht nur sportliche Heimat waren Wirtshaus und Vorstadt; sein Ruhm baute auf direkten Kontakt von Publikum und Sportheld. Doch indem Athen als Zeichen eines verregelten, medialisierten und nationalisierten Sportgeschehens zum Gipfel seiner Karriere wurde, repräsentiert er den Übergang zum modernen Sport.

Moderne und moderner Sport

Betrachten wir die Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Bewegungskulturen als Aspekt der Moderne, müssen deren Charakteristika auch in sportlichen Praxen präsent sein. Tatsächlich bildet der Sport rasch ein autonomes System und übernimmt aus der Arbeitswelt Strukturen, die sich in sein Regelwerk einschreiben. Er entwickelt eine „eigene Semantik“ und eigenständige „Codes“. So tritt neben das juristische System mit dem Code „Recht–Unrecht“ und ökonomische Produktivitätscodes nun der Sport mit dem binären Code „Sieg–Niederlage“ (Leis 2003, S. 85).

Nach Anthony Giddens (1990) bildet eine Herauslösung aus tradierten Lebenswelten die zentrale moderne Qualität, in der der Sport zunächst seinen eigenen Ort erobert, ehe er in Form gesellschaftlicher Sportifizierung zu einem Leitmotiv der Moderne wird (Kaschuba 1997). Die Ablösung von Gewohntem schafft neue Abhängigkeiten, eröffnet aber auch Freiräume und nimmt unterschiedliche Formen an, die sich zu einem Gerüst der Moderne ausgestalten – ein Prozess, der Ende des 18. Jahrhunderts beginnt und sich erst 100 Jahre später global verfestigt.

Als Merkmale der Moderne können gelten:

- Die Industrialisierung weiter Lebensbereiche im Übergang von manueller Fertigung zur Maschinenproduktion und die Technisierung,

wie sie in der Beschleunigung von Verkehr und Kommunikation zutage trat;

- Die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft und deren Verbürgerlichung in Gestalt von Demokratie und Kapitalismus;
- Die Säkularisierung der Welt in Gestalt der Aufklärung, verbunden mit Rationalität, also dem Vertrauen auf Vernunft, und einem unbegrenzten Fortschrittsglauben, wie er sich in der Nutzung von Natur als unbegrenzter Ressource zeigte;
- Die Aufsplitterung des gesellschaftlichen Lebens in miteinander verwobene, jedoch getrennt wahrgenommene Bereiche wie Politik, Recht, Wirtschaft oder Kultur;
- Die Liberalisierung des politischen, ökonomischen und (alltags)kulturellen Lebens, wie sie sich zum einen im („westlichen“) Individualismus, zum anderen im („östlichen“) Kollektivismus realisierte;
- Die Neugestaltung der Topografien, also die Nationalisierung aller politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zugehörigkeiten und Muster, und die Verstädterung, die auch zu einer Umwertung urbaner und ruraler Normen führte.

Sport vertrug sich – weit besser als Turnen oder Gymnastik – gut mit dieser kulturellen Umbruchssituation. Der Sport griff die Impulse der Moderne auf, repräsentierte sie und nahm ihre expansive Kraft und ihre Werte sogar vorweg. So können „sport and physical activity as a means of developing moral values“ (Horne et al. 2000, S. 13) gelten. Während Turnen und Gymnastik pädagogische Ziele verfolgten, schien der Sport Selbstzweck – und erhielt gerade dadurch emanzipatorischen Charakter, insbesondere durch seine massive öffentliche Präsenz. Nicht private Säle oder Hinterzimmer von Gasthäusern waren Orte des Sports, sondern Plätze, Straßen und Wiesen – und bald auch die großen Stadionbauten, die zu Markern der Moderne wurden.

Allen Guttmann (1979) definiert die Kriterien des modernen Sports folgendermaßen: Neben der Betonung von Rekorden sind dies Spezialisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Quantifizierung und eine (beschränkte) Gleichheit, letztlich alles Versuche, Individuen einer strikteren Disziplinierung (im Sinne Foucaults) zu unterwerfen. Doch auch Effizienz und Beschleunigung, Kontrolle und Verregelung, das Vertrauen in natürliche (körperliche) Ressourcen, bürgerliche Hegemonie, das Nebeneinander von Einzel- und Teamleistung verweisen auf eine

Engführung von Sport und Moderne. Zudem repräsentiert der Sport die Nation und postuliert die Städte als deren Zentren. Die Abbildung moderner Werte erfolgt deshalb besonders nachhaltig, weil sie im Sport direkt in den Körper eingeschrieben werden, der nun, nach Niklas Luhmann (1984, S. 337), „unter dem Gesichtspunkt von Sport zum Ausgangspunkt einer eigenen Sinnsphäre dient.“

Am Beispiel Österreichs mit seiner zögerlichen Umsetzung der Moderne (Mattl 2000) lässt sich sowohl das Diffusionsmodell einer konzentrischen Ausbreitung als auch die enge Koppelung von Sport und Industrialisierungsgrad (Guttmann 1979, S. 66) belegen. Parallel zur industriellen Aufrüstung in Produktion, Verkehr und Energiewesen und zu einer geistigen Mobilisierung – der „Wiener Moderne“ (Schorske 1994) – kamen auch englische *sports*, und dies waren vorerst *lawn tennis* und Fußball, Cricket und Leichtathletik, in die Metropole Wien (Norden 1998, S. 58; für Deutschland Eisenberg 1999).

Die neuen Entwicklungen trafen auf keine sportliche *tabula rasa*, sondern auf vormoderne Sportspektakel der Kirtage, Jahrmärkte und Tierhetzen und auch auf adelige Sportpraxen. Zudem mussten sie mit dem 1838 eingeführten, durch das Vereinsgesetz von 1867 gestärkten und 1868 als schulisches Pflichtfach etablierten deutsch-nationalen Turnen konkurrieren. Eine weitere Konkurrenz bestand in der etablierten Praxis der Pferderennen, die den adeligen und den Kirtagssport mit modernen Elementen verbanden (Strohmeyer 1998, S. 46), was das bürgerliche Publikum wie die Ressourcen betraf; gab es doch fixe Veranstaltungsorte, ein regelmäßiges Programm und ein rationalisiertes Regelwerk.

So fanden sich im frühen Sportgeschehen neben neuen Gattungen, vom Fußball bis zum Rollschuhlauf, auch Adaptierungen des Vorhandenen: Der Schilauflauf wurde zum Schisport, die musikalisch-beschwingte „Wiener Schule“ des Eiskunstlaufs wurde zum „internationalen Stil“ erweitert und in Wettbewerben erprobt. Auch der Kraftsport unterlag der Versportlichung, charakterisiert durch bürgerliche Hegemonie und Regulierungstendenzen – von der Organisation bis zu den Wettkampfbestimmungen und hierarchischen Leistungsebenen (Norden 1998, S. 58).

Die Sportbewegung entwickelte (wie die Gymnastik) also weder ein neues soziales Feld, noch führte sie zu einer radikalen Umorientierung der Bewegungskulturen in einer vom Boom „gesunder“ Körperlichkeit geprägten Zeit (Sarasin 2001). Vielmehr knüpfte sie teils an Bestehen-

des an, teils adaptierte, teils verdrängte sie tradierte Muster, und nur zu einem kleinen Teil wurden Innovationen etabliert, wie etwa der Fußballsport, der binnen weniger Jahre die männliche Jugend begeisterte, als Spielerlass von 1890 Eingang in die Schulpraxis fand, sich durch die Eroberung öffentlicher Orte ins Stadtbild einschrieb und zum Anker einer neuen rezeptiven – auch medialen – Sportkultur wurde.

So unterschiedlich die Etablierungspraxen des Sports waren, drei zentrale Aspekte waren ihnen gemeinsam: Die neuen Bewegungsformen verregelten Raum und Zeit, schrieben geänderte Muster bezüglich Ethnie, Geschlecht und Klasse fest und vertraten sportliche Werte, die sich sukzessive verselbstständigten, so dass der Massensport letztlich eigenständige Formationen ausbildete, die ihrerseits gesellschaftliche Normen beeinflussten.

Standardisierung und Verregelung

Das vormoderne Sportspektakel war in seiner Lokalität wie in seinem Sensationalismus von veränderbaren Reglements geprägt. Den Sportspielen, aber auch dem Turnen und der Gymnastik wurde hingegen ein klares Regel- und Kontrollsystem zugrunde gelegt. Waren die *sports* von kollektiven Normierungs-, Mess- und Spezialisierungstendenzen geprägt, richtete sich das Ordnungsprinzip der Gymnastik mittels medizinisch-ästhetischer Schulung auf die Körper selbst; das Turnen postulierte eine psychophysische national-egalitäre Gesamtausbildung (Strohmeyer 1998, S. 43f.). Gemeinsam war ihnen der Versuch, fordistische Postulate der Rationalisierung, Normierung und Bürokratisierung individuell und kollektiv, geistig und körperlich in Rahmenbestimmungen umzusetzen, die als Regelwerke die Aktivität selbst, als Organisationsstrukturen die Umwelt festschrieben und den Körper auf naturwissenschaftlicher Grundlage disziplinierten.

Die Reglementierung begann im Sportgeschehen selbst: Der Sport wurde als Erziehungsmittel forciert, seine traditionellen Praxen wurden von wilden und unkontrollierten Elementen gesäubert (Dunning/Sheard 1979; Holt 1989). Ein Regelkorsett sollte die (vorwiegend männlichen) Jugendlichen zu Selbstbewusstsein und Mut, aber auch zu Gehorsam und Untertanentum erziehen, sodass sie als Erwachsene von sich aus *fair play* übten und dies für höhere Ziele – von individueller Charakter-

stärke über nationale Erfolge bis hin zur vernünftigen Nutzung globaler Ressourcen – einsetzten (Mangan 1981, S. 9).

Ziel war die Etablierung eines globalen Sportsystems, das Ort, Zeit und Organisation vereinheitlichte und als Musterbild der Moderne und ihrer Werte taugte. Sport war zugleich international und national konnotiert. Ersteres, weil lokale Sportpraxen rasch in andere Gebiete diffundierten; Zweiteres, weil den Körperpraktiken nationale Spezifika zugesprochen wurden (schwedische Gymnastik, englischer Sport, deutsches Turnen oder norwegische Schi-Techniken), und ihre Rezeption national oder regional erfolgte (die „Wiener Schulen“ im Fußball und Eiskunstlauf, die alpine „Lilienfelder“ Schilauflauftechnik). Zugleich zeigten gerade die olympischen Wettkämpfe, dass die Auseinandersetzung zwischen Nationen und nicht mehr zwischen Individuen stattfand. So sollten nationale Eigenheiten betont, zugleich aber internationaler Frieden geschaffen werden, wie es im olympischen Ideal Coubertins festgelegt war (Alkemeyer 1996, S. 95). Fortgedacht wurde dies von Norbert Elias (1983, 1997), der die „Spannungsbalance“ im Wettbewerb als basales Element des Zivilisationsprozesses begreift.

Das Stadion wurde zum Zentralpunkt des Sportgeschehens. Der Sportgeograf John Bale (1989, 1993) beschreibt anschaulich die topografischen Veränderungen von der offenen Sportlandschaft über abgeschottete Spielfelder mit ihrer Trennung in Aktive, ZuschauerInnen und Ausgegrenzte bis hin zum segregierenden Stadion mit seiner Differenzierung auch innerhalb des Publikums. Verregelungen finden sich aber auch innerhalb des Sportraumes, von Markierungen bis zu Laufbahnen und technisierten Messungen genormter Leistungen.

Verregelt wurden außerdem die Zeitbudgets, denn nun existierten genaue Spielzeiten mit fixen Pausen. Die Leistungen wurden mit immer genaueren Methoden gemessen und in globale Rekordlisten eingetragen. Wiederkehrende Veranstaltungen, von Meisterschaftsmatches bis zu Olympischen Spielen, wurden an Wochen- und Jahresrhythmen angepasst. Die ZuschauerInnen konnten sich auf fixe Termine verlassen und Sportveranstaltungen im Sinne der Taylorisierung in ihr Zeitbudget einpassen.

Voraussetzung dafür waren lokale, nationale und später globale Organisationsstrukturen. Individual- wie Teamsport wurde zunächst in Vereinen organisiert (und damit staatlichen Gesetzen unterstellt). In der Folge entstanden verbandliche Dachstrukturen und globale Verbände.